

gewebter und blaugefärbter Leinwand, sonst aus grauem oder schwarzem Fabrikstoff, zum Teil auch aus den Kolonien selbst stammend. Im Sommer tragen Mann und Frau, groß und klein, selbstgestrickte und selbstgesohlte leichte Schuhe.

Die Frauen trugen bis vor kurzem als Sonntagsstaat ihre Biedermeiertrachten in der Form von anno dazumal, weite Faltenröcke, kurze, weite Jacken, große Faltschürzen, oft aus feinem schwarzem Wollstoff (Kaschmir), auf dem Kopf ein Tüchlein mit einer Blume, die Mädchen helle, die Frauen schwarze. Im Winter tragen die älteren Frauen heute noch Sonntags einen schwarzen, gefütterten Tuchmantel („Pelz“ genannt) mit einem großen Fuchskragen, auf dem Kopf ein großes warmes Tuch, einen Schal. Die Mädchen tragen heute städtisch zugeschnittene gefütterte, ziemlich kurze Tuchjacken, „Koft“ oder „Geesch“ genannt. Werktags tragen alle Frauen gewöhnlich eine gehäkelte Untertaille, „Mutze“ genannt, darüber eine kurze, gefütterte Jacke aus Fabrikstoff mit enger Taille, „Koftche“ genannt, oder auch einen faltenlosen gelben Schafspelz. Als Fußwerk tragen sie halbhohle Schuhe mit Gummistoffeinsatz an den Seiten, darüber häufig Gummischuhe. Im Winter tragen alle Filzstiefel, die Frauen meist schwarze.

Sprache. Nirgends spiegelt sich die Geistesart eines Volkes so klar und scharf wider, wie in seiner Sprache. So ist auch die Sprache der Wolgadeutschen zunächst Zeugin ihrer Zähigkeit und Standhaftigkeit. Wie sich die Gau- oder Heimatgruppen kolonienweise ansiedelten, so sprachen sie auch ihre heimische Mundart weiter. Die zugesiedelten kleineren Gruppen oder Vertreter anderer Mundarten haben sich erfahrungsgemäß schon in der ersten hier geborenen Generation der Mehrheitsmundart angeschlossen, indem sie dieser einzelne Eigentümlichkeiten zugeführt und sie bereichert haben. So ausgestaltet und abgeklärt, haben sich die Dorfmandarten in all ihrer Mannigfaltigkeit und Buntheit bis auf den heutigen Tag erhalten. In ähnlicher Weise haben sich dann auch die einzelnen Mundarten der zahlreichen Tochterkolonien ausgebildet. Und wir können heute mit Recht sagen, daß wir, indem wir an 200 Kolonien haben, in ebensoviel eigenartig gefärbten, voneinander sich stark unterscheidenden Mundarten reden. Freilich haben unsere Mundarten, ebenso wie die lebenden Sprachen aller Völker und Zeiten, eine gewisse Entwicklung durchgemacht. Eine Annäherung an die hochdeutsche Kultursprache ist nicht zu verkennen.

Die Wolgamundarten haben einen erstaunlichen Reichtum an alten kräftigen und treffenden Redensarten und Sprichwörtern erhalten und unzählige neue geprägt. Die Volkssprache schillert geradezu davon. Ältere Leute haben für jede ihrer Darstellungen ein treffendes Sprichwort oder Gleichnis. Allerdings hat die Volkssprache auch

eine Anzahl russischer Wörter aufgenommen, namentlich Bezeichnungen für Gegenstände, die man hierzulande kennenlernte. Im großen und ganzen aber ist die Zahl solcher russischen Wörter verhältnismäßig sehr gering. Dagegen hat unser Volk eine Menge eigener urdeutscher Bezeichnungen geprägt, die es hier in der neuen Heimat erst kennengelernt hat.

Aber nicht nur deutsche Bezeichnungen prägt unser Volk für neue Begriffe; es besitzt auch heute noch die innere Kraft, russische Volkselemente, sogar wenn sie in beträchtlicher Zahl im Dorfe vertreten sind, rasch und völlig sich anzugleichen.

Anders ist es, wenn unsere Wolgadeutschen in russische Dörfer oder Städte übersiedeln. In der fremden Umgebung verlieren sie ihre Muttersprache sehr rasch: nach 5 bis 10 Jahren wird gewöhnlich in solchen Familien nur noch russisch gesprochen.

Dichtung. Um die Wolgadeutschen rasch im Russentum aufzulösen, hat die zarische Regierung zunächst dafür gesorgt, daß das Wolgadeutschtum keinerlei unmittelbare kulturelle und geistige Fühlung mit dem Mutterlande pflegen konnte. Aber das war ihr natürlich nicht genug. Auch die eigenen Geisteskräfte sollten in ihrer Betätigung gehemmt und, wenn möglich, erstickt werden. Gewährte man ihnen eine höhere Schule und gar eine eigene Presse, so konnte man auf ihren nationalen Untergang lange warten. Das war teuflisch richtig gedacht. Manches hat man durch diese Vernichtungspolitik erreicht, aber ganz zum Ziele ist man glücklicherweise doch nicht gelangt. Das Volk wußte sich in seiner Not selbst zu helfen. Das fehlende Kunstschrifttum: Schiller, Goethe usw. ersetzte das Volk zunächst durch eifrige Pflege des Volkliedes. Nicht wenig nährten den Geist des Volkes auch die zahlreichen schönen gereimten und ungereimten Sprichwörter und die sinnigen, bilderreichen Redensarten.

Die fehlende Presse ersetzte den Alten sommers die Torbank oder der Sammelplatz irgendwo am Wolgaufer „die Börse“, winters — die „Maistube“ oder „Spillestube“. Da wurden — und werden heute noch — die unzähligen witzigen Schnurren und die geistreichen Schwänke und die von überschäumender Einbildungskraft strotzenden „Lügen“ (scherzhafte Aufschneidereien im Geiste Münchhausens) zum besten gegeben. In ähnlicher Weise betätigte auch die Jugend ihren Geist in den „Kameradschaften“ oder „Spinnstuben“ mit der Zugabe, daß da auch noch mit Begeisterung und Frohsinn Volksweisen und Tanzliedlein gesungen, ja auch mal eins getanzt wurde. Das geschieht auch heute noch so.

Das Volk hatte sich aber nicht bloß eine unterhaltende und belehrende Presse in der geschilderten Weise geschaffen, sondern auch eine enthüllende und geißelnde, so eine Art „Wahren Jakob“ oder „Simplizissimus“ ins Wolgadeutsche übersetzt.